

## 1. Kapitel.

### Der Körper des Menschen.

#### a. Ursprungssagen.

Bei der Frage, was der Primitive von seinem Organismus denkt, ist natürlich die Untersuchung zunächst auf die Vorstellungen vom Körper und dann auf die von der Seele zu lenken.

Die Frage, aus welchem Stoff der Mensch sich, oder, besser gesagt, die ersten Ahnen seines Geschlechtes geschaffen denkt, steht wohl bei einer Untersuchung über die primitiven Vorstellungen vom Körper in erster Reihe. Die Meinungen, die über diese Frage bestehen, dürften uns auch wichtige Fingerzeige für die Stellung bieten, die sich der Primitive innerhalb der Natur zuschreibt. Sucht er sich eine einzigartige Herkunft zu sichern, die ihm als einem einzigartigen Geschöpfe, dem Herrn der Welt, zukommt, oder stellt er sich mit seiner Abstammung in die Reihe der Naturdinge?

Zuvor noch ein kurzes Wort zur Vermeidung von Mißverständnissen. Die Proben, die für die jeweils in Rede stehenden Vorstellungen jetzt und später gegeben werden, sind nicht als die einzigen anzusehen, die aufzutreiben waren und aus denen dann etwa angesichts ihrer bescheidenen Anzahl allzu weitgehende Schlüsse gezogen wurden. Zunächst ist hier daran zu erinnern, daß der Rahmen dieser Arbeit nur eine äußerst sparsame Heranziehung von Belegen erlaubte, die aber in den angegebenen Quellenwerken in reicher Anzahl bereit liegen für die, welche den hier berührten Dingen weiter nachzugehen wünschen. Endlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß eine Volksvorstellung, wie alles, was die Volksgemeinschaft erzeugt, nicht vereinzelt aufzutreten pflegt, sondern in einem bestimmten Umkreis dauernd Geltung hat, wie etwa eine

dialektische Eigentümlichkeit, ein Rechtsbrauch, eine religiöse Sitte usw. Und nun zurück zu unserem Thema.

Wenn nach manchen Indianersprachen, nach Ratzel, Völkerkunde I, S. 577, zweite Auflage, der Name Mensch die Bedeutung Erde oder Stein hat, so ist nicht schwer, sich vorzustellen, aus welchem Grundstoffe sich der rote Mann geschaffen denkt. Die Alëuten, die Makah am Kap Flattery lassen ihre Ahnen aus Steinen hervorgehen. So auch manche Kulturvölker des vorkolumbianischen Amerika. Daß und wie Menschen aus Steinen hervorgehen können, lehrt schon den Sextaner die Sage von Deucalion und Pyrrha. Bekanntlich bevölkert dies aus der Flut gerettete Paar die Erde wieder, indem Deucalion Steine hinter sich warf, die zu Männern, Pyrrha solche, die zu Weibern wurden. Aus Steinen entstehen die Menschen auch bei den Kalmücken, deren Gott Abida Steine aus dem Himmel warf, die zu Menschen wurden. Auf den Fidschi-Inseln, den neuen Hebriden entsteht der Vater der Welt aus Steinen. Auf der Insel Tokelau in Polynisien finden wir eine Menschenschöpfungssage, die uns einigermaßen vertraut anmutet. Dort entsteht der erste Mensch aus Stein. Er bereitet sich eine Frau aus Sand, die er durch Einsetzung einer seiner Rippen belebt. Auf Fakaafo lautet dieselbe Sage so: Der erste aus Stein entstandene Mensch formte aus Lehm die Arme und Beine seiner Gefährtin Ivi, in deren Leib er zu ihrer Belebung eine seiner Rippen einschloß. Diese Stichproben, die noch beliebig vermehrt werden können, mögen den vielverbreiteten Glauben an die Menschenschöpfung aus Stein belegen. Aber weite Verbreitung findet auch diejenige Meinung, die die ersten Menschen aus dem Pflanzenreich hervorgehen läßt.

Zunächst gehört hierher die uns besonders nahestehende nordische Sage, wonach drei Götter, Odin, Hönir und Lodur, zwei von Zwergen aus Bäumen geschnitzte Menschenbilder fanden, die ihre Verfertiger sich vergebens zu beleben bemüht hatten. Die Götter vollbrachten die Belebung, indem Odin den Hölzern den Atem, Hönir den Verstand und Lodur Lebenswärme und Lebenskraft verlieh. Von dieser Sage glaubt Mannhardt, Baumkultus, Seite 8, daß man das erste nordische Paar, Askr (Esche) und Embla (Elmja, Ulme?) geheißen, in ältester

Zeit nicht aus toten, sondern aus lebenden Hölzern entstanden gedacht habe; man habe nur zur Motivierung der freien Beweglichkeit der Menschen die Sage später umgewandelt. — Nach den Sioux wuchs der Mensch aus dem Boden als Baum hervor; eine Schlange nagte seine Wurzeln ab und verschaffte ihm so die Möglichkeit selbständiger Bewegung. Auf den Banks-Inseln herrscht die niedliche Sage, Gott Ouat habe aus biegsamen Gerten ein Geschöpf zusammengeflochten und aus seinem Lächeln plötzlich erkannt, daß er ein Weib geschaffen. — Aus einem Baumstamme, den gute Geister ans Ufer trieben, entsteht der erste malayische Fürst Lolodas. — Bei den heidnischen Türken des Altai läßt der Schöpfer Tengere Kairakan aus den neun Ästen eines auf seinen Befehl dem Boden entsprossenen Baumes die Stammväter von neun Völkern entstehen. — Im alten Mittelamerika war eine Sage zu Hause, wonach die Götter dreimal zur Schaffung von Menschen schritten. Die beiden ersten Male nahmen sie kein gutes Material, und das Produkt fiel nicht glänzend aus, die erste Menschensorte wurde gleich, die zweite einige Menschenalter nach ihrer Schöpfung wieder vernichtet. Schließlich beim dritten Versuche schufen die Götter Menschen aus Mais, und diesmal gelang ihnen ihre Arbeit besser, als ihnen lieb war. Um das fast göttergleiche Wesen der neuen Menschen, auf das die Himmlischen eifersüchtig wurden, etwas zu verwischen, bliesen sie ihren Geschöpfen über die allzuscharfen Augen, wodurch ihre Pupillen verbrannt, d. h. schwarz und zugleich die Fähigkeiten der Menschen gemindert wurden. — In den Urwäldern Brasiliens geht eine vielverbreitete Sage um, die die ersten Menschen aus den Früchten der *Mauritia* hervorgehen läßt und die im übrigen eine verblüffende Ähnlichkeit mit der Sage von Deucalion und Pyrrha besitzt. In der Fassung, die ihr die Maipuris am Orinoko gegeben haben, lautet diese Sage wie folgt (s. Andree, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*, Stuttgart 1878, S. 100): In früherer Zeit war die ganze Erde mit Wasser überschwemmt worden. Nur zwei Personen, ein Mann und eine Frau, retteten sich auf den Gipfel des hohen Berges Tamanaku. Als sie im tiefsten Kummer über den Verlust ihrer Freunde auf dem Berge einhergingen, hörten sie

eine Stimme, die ihnen befahl, die Früchte der *Mauritia* über ihre Schultern hinter sich zu werfen, und als sie das taten, wurden aus den Früchten, welche der Mann warf, Männer, aus denen, die die Frau warf, Frauen. — Auch die *Macusi* in *British Guyana* kennen diese Sage, allerdings in etwas veränderter Gestalt. Bei ihnen wurde die Erde nach der großen Flut wieder bevölkert durch einen einzelnen Mann, der sich gerettet, und der Steine hinter sich geworfen hatte, aus denen Menschen entstanden. Die brasilianische Sage steht, so ähnlich sie ihr auch sieht, mit der hellenischen von *Deucalion* und *Pyrrha* in keinem erkennbaren Zusammenhang; man darf diese Übereinstimmung zwischen beiden Sagen ruhig als weiteren Beleg für die häufig in der Ethnologie bezeugte Tatsache nehmen, daß an weit voneinander getrennten, in keinerlei Beziehung zueinander stehenden Gebieten sich Produkte geistiger und materieller Art vorfinden, die oft bis in feine Einzelheiten hinein miteinander übereinstimmen. *Richard Andree* hat uns zwei Bücher geschenkt, die sich mit solchen Parallelen befassen. — *Ratzel* sagt in seiner *Völkerkunde* (Band I, S. 55) ganz allgemein, daß der Kreis der Vorstellung vom Hervorgehen des Menschen aus Bäumen die *Hererós*, die *Kaffern* und *Westafrikaner*, der verwandte von der Entstehung aus anderen Pflanzen die *Polynesier* und *Südamerikaner* beherrscht.

Zahlreiche Völker lassen aber ihren Stammbaum im Tierreich wurzeln. Modern anmutenden Meinungen hängen die *Tibetaner* an, die die ersten Menschen von einem Affenpaar abstammen lassen. Im *Sudan* ist man gleicher Meinung und zum ehrenden Andenken daran ordnet man die Frisur nach der beim *Pavian* zu beobachtenden Haartracht. *Tibetaner* und *Sudanesen* stehen in ihrer Wertschätzung der Affen nicht allein. Großes dachten von den *Vierhändern* die alten *Inder*, in deren Epen die äffischen Helden die der Menschen teilweise überflügeln. Die *Neger* in *Westafrika*, auch die *Malayen* im indischen Archipel, sehen in den Affen vollwertige Menschen, die aus Furcht, zur Arbeit gezwungen zu werden, nicht reden. Nach den *Ägyptern* sind die Affen entartete Menschen, und die *Mittelamerikaner* der *vorkolumbianischen* Zeit sehen in ihnen

verwandelte Menschen aus einem versunkenen Zeitalter. — Nach den afrikanischen Bari ist der Elefant der Urvater der Menschen. — Von einem Vogel leiten sich die mittelamerikanischen Zapoteken ab. — Die Stammeltern mancher Malayenfürsten sind Tiger, Krokodile. Auf der Insel Banka stehen die Krokodile darum in fürstlichem Ansehen. Manche australischen Völker lassen den Schöpfergott, der selbst Eidechsenform hatte, aus Eidechsen, denen er die Schwänze abschnitt, Menschen erzeugen. Auf den Tonga-Inseln sandte der Schöpfergott Tangarao seine Tochter zur Erde nieder, damit sie Menschen schaffe. Sie flog zur Erde in Schnepfen- oder Lerchengestalt und schuf Menschen aus Würmern. — Die Krebsindianer glauben als Schalentiere aus dem Boden gewachsen zu sein.

Manche Völker lassen den Menschen fix und fertig aus irgend einem anderen Wohnort, z. B. vom Himmel, aus einem See, aus dem Inneren der Erde, zur Erde auf irgend eine Weise gelangen. So wohnte der Delawarenstamm Minsi (Wolf) früher in einem unterirdischen See, aus dem ein Krieger heraufstieg, einen Hirsch tötete und seine Stammesgenossen zur Teilnahme an dem für gut befundenen Braten heraufrief. — Sagen mit gelehrtem Anflug lassen einen Riesen oder Gott schlachten, aus dessen Gliedern die verschiedenen Berufsstände hervorgehen. Aus des zerstückten Brahma Munde entstehen nach den Indern die Priester, aus seinen Schultern die Krieger, aus seinen Schenkeln die Ackerbauer, aus seinen Füßen die Paria oder dienenden Klassen. Ursprünglich und volkstümlich sind dergleichen Sagen nicht. Schließlich muß noch eine Art von Schöpfung angeführt werden, wonach der betreffende Schöpfergott bloß irgend ein Ding beim Namen zu nennen braucht, um ihm sogleich zum Dasein zu verhelfen. Der Gott Til der Yumale in Kordofan ruft in den Wald: Ovambo, d. h. Mensch, worauf ein Mann und eine Frau daraus hervorkommen. Auf einen zweiten Ruf kommt ein Reh, usw.

Im allgemeinen darf man auf Grund einer Übersicht über die Schöpfungssagen das Urteil wagen, daß der Naturmensch in seinen Ursprungsmythen von den übrigen Geschöpfen und Produkten der Erde nicht abrückt; es ist kein Bestreben zu erkennen, sich von ihnen zu sondern und etwas vor ihnen

voraushaben zu wollen. Sagen, die solche Neigung bekunden wie die obige indische, wurden später von Dichtern oder Priestern erfunden und zurechtgelegt, wie das die Sage von Brahma deutlich genug zeigt. Brahma ist überhaupt nur ein Gott, dem die Priester zum Dasein verholfen haben, denn er ist lediglich eine Personifikation des Brahman, der Gebetskraft. Wenn die wilde Naturphilosophie die Menschen also aus dem Stein entspringen, aus Bäumen und anderen Pflanzen wachsen oder von tierischen Eltern entstehen läßt, so darf doch kaum geschlossen werden, daß der Mensch auf primitiver Stufe sich als einzigartiges Wesen, würdig einer einzigartigen Abkunft, auffaßt. Das Bewußtsein, hoch über allen Naturdingen zu stehen, läßt sich kaum mit der Meinung vereinigen, von ihnen herzustammen. Ja, die Beziehung, in der der Naturmensch zu den Tieren oder Pflanzen, von denen einst seine Ahnen abstammten, zu stehen vermeint, kann sogar so innig werden, daß er geradezu ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen den betreffenden Naturobjekten und sich konstruiert. Das an dieser Stelle weiter auszuführen, scheint nicht ratsam. Erst auf einer späteren Stufe unsrer Untersuchung, wenn von anderer Seite Licht auf dieses Verhältnis zwischen Mensch und Außending gefallen sein wird, kann genauer darüber gehandelt werden.

#### b. Die Meinungen vom körperlichen Leben.

Einen weiteren Schritt vorwärts auf unsrer Bahn tun wir nun, wenn wir in die Untersuchung der Meinungen primitiver Menschen von ihrem leiblichen Leben eintreten. Wenn bei ihnen der Glaube feststeht, der Mensch sei imstande, seinen Leib zu tierischer oder sonstiger Form umzuwandeln, so müssen ihre Begriffe vom körperlichen Leben von den unseren weit abstehen. Was für Ansichten haben die Primitiven nun?

Wissenschaftliche Kenntnisse wird niemand auf diesem Gebiete, so wenig wie auf irgend einem anderen, von Wilden oder Halbwilden erwarten. Um solche handelt es sich selbstverständlich in unserer Untersuchung nicht. Es ist uns von vornherein klar, daß die Ideen der Primitiven vom körperlichen Leben nur Wahnideen sein können.

Freilich gänzliche Unkenntnis herrscht auch unter Naturmenschen in diesem Punkte nicht. Durch die Tötung und Verstümmelung ihrer Feinde, durch den Kannibalismus, durch die Schlachtung der Menschenopfer, durch empfangene schwere Wunden ist dem tiefstehenden Menschen Bau und Lage der wichtigsten inneren Organe klar geworden; unter den wilden Medizinern herrscht auch der Drang, in die Geheimnisse des Menschenleibes einzudringen, und bei manchen Negerstämmen soll sogar zu Kriegszeiten, wo viele Leichen zu haben sind, sezirt worden sein. Aber diese Bestrebungen bleiben in den Kinderschuhen stecken, denn die Unfähigkeit, das Erworbene der Nachwelt zu erhalten, läßt den Naturmenschen nicht zu Fortschritten kommen. Zu einer Erkenntnis der Naturgesetze, die sein leibliches Leben bedingen und beeinflussen, ist er darum nirgends gediehen. Unter diesen Umständen ist aber die Bahn frei für ein fast uneingeschränktes Spiel seiner Phantasie über alles, was die Aufmerksamkeit des Primitiven auf sein eigenes oder eines anderen leibliches Leben lenken kann. Der Wahn herrscht hier in tiefer Nacht.

Einen guten Einblick in die Begriffe, die sich der tiefstehende Mensch vom Körper macht, gewähren die Vorstellungen, die über die Möglichkeit, sich unsichtbar zu machen, und über die Wiedererweckung Toter herrschen. Was das Unsichtbarmachen angeht, so entsteht es wohl aus dem Bestreben des Naturmenschen, es den Geistern, die unsichtbar um ihn wandeln und wirken, schon zu seinen Lebzeiten gleichzutun und in ihrer machtverleihenden Form umzugehen, dann in diesem Zustande Dinge zu tun, für die er sich keine Zuschauer wünscht. — Zauberer und Hexen werden der Kunst, sich unsichtbar zu machen, überall für fähig gehalten, aber es liegt auch in der Macht eines jeden Menschen, sich der zur Unsichtbarkeit führenden allgemein bekannten Mittel zu bedienen. Wir beschränken uns aus Raummangel darauf, den Glauben an die Möglichkeit, sich unsichtbar zu machen, nur mit europäischen Belegen zu illustrieren.

Nach der großen Reihe von Mitteln zu schließen, die der Volksaberglaube als zu erwähntem Zwecke dienlich ausgedacht hat, müssen wir es mit einem Lieblingsgedanken

-primitiver Phantasie zu tun haben. An Mitteln dazu fehlt es nicht, wie es aber die körperliche Materie anstellen soll, um unsichtbar zu werden, das kümmert den Naturmenschen nicht im geringsten. Diese Mittel sind zumeist gar nicht so schwer zu erlangende Dinge, z. B. der Farnkrautsame, oder das Himmelfahrtsblümchen, das in der Schweiz unsichtbar macht. In Böhmen verwendet man dazu Schlangenfett oder trägt einen Eidechsenkopf bei sich. Weitverbreitet ist der Glaube an die unsichtbarmachende Kraft des sog. Blendsteins, der im Neste des Zeisigs zu finden sein soll. Aus dem Rabeneste ist zu gleichem Zwecke der Rabenstein zu holen, den der Vogel aus dem Meere herbeiträgt. Der Besitzer des Rabensteines kann sich nicht nur unsichtbar machen, sondern versteht auch die Vogelsprachen. — Die Tiroler glauben, das Auge der Fledermaus verleihe die Kraft, seinen Besitzer den Augen der Mitmenschen zu entziehen. — Unheimlich ist der Glaube der Böhmen, daß man zu diesem Zweck ein Menschenherz verzehren müsse. Nicht weniger scheußlich ist der auch in Ostpreußen bekannte slawische Volksglaube, daß eine mit dem Fette eines Ermordeten gespeiste Lampe unsichtbar mache. Zu welchen Schritten ein von solchem Wahn betörter Mensch getrieben werden kann, zeigt die gräßliche Geschichte, die Krauß in seinem Buche „Volksglauben der Südslawen“, S. 144, der Abendausgabe des N. Wiener Tagblattes vom 9. Januar 1889 nacherzählt: Vor dem Kreisgerichte in Belgorod im Gouvernement Kursk (Südrußland) standen die Bauernburschen Brüder Jefim, 22, und Dimitrij Semljanin, 20, und deren Cousin Feodosij Tolmëev, 19 Jahre alt, des Verbrechens beschuldigt, ein elfjähriges Mädchen erwürgt und zerstückelt und aus ihrem Fette Kerzen fabriziert zu haben, in der Überzeugung, daß derlei von Menschentalg fabrizierte Kerzen denjenigen, der sie in der Hand hält, unsichtbar machen, und daß sie daher mit Hülfe solcher Kerzen ungestört stehen und rauben können werden. Alle Angeklagten bekannten sich schuldig und der älteste derselben, Jefim Semljanin, gab folgende charakteristische Schilderung des von ihm und seinen beiden obengenannten Brüdern begangenen scheußlichen Verbrechens: Ich hörte einmal von der übernatürlichen Wirkung der aus Menschentalg



zubereiteten Kerzen, teilte das Gehörte meinen jüngeren Brüdern mit, und wir beschloßen, unbedingt in den Besitz solcher Kerzen zu gelangen und daher jemand zu ermorden. Ich wollte anfangs die Leiche einer erst kürzlich zur Erde bestatteten Frau ausgraben, um von ihr das Fett zu gewinnen. Meine Brüder erklärten das für eine große Sünde und wollten daher nicht mittun. Später begegnete ich im Walde einem Knaben, und den würgte ich; er entriß sich aber meinen Händen und lag mehrere Tage krank danieder. Dann wollten wir im Walde einen Bauern aus unserem Dorf, Nikitzkoje, erschlagen. Wir fürchteten aber, daß wir ihm nicht gewachsen sein würden. Hierauf wollten wir unseren alten Pfarrer Ordinsky, während er im Felde bei seinen Bienenstöcken beschäftigt war, überfallen und ermorden, da kam aber ein Bauer hinzu, der den Geistlichen zur Taufe seines Kindes einlud. Endlich bot sich uns eine günstige Gelegenheit. Das war am 15. Oktober 1887 abends. Ich begegnete im Felde der elfjährigen Lukerja Čerkašina aus unserem Dorfe, welche ihr Pferd suchte und mich fragte, ob ich dasselbe nicht gesehen hätte; ich bejahte es, führte das Mädchen in den Wald, erwürgte es und versteckte die Leiche im Gebüsch. Dann holte ich meine Brüder, und wir zerstückelten die Leiche, schnitten die fetten Stücke ab und vergruben die übrigen Teile des Körpers auf derselben Stelle im Walde. Zu Hause machten wir ein Feuer und begannen das mitgebrachte Fleisch im Kessel zu rösten. Das verbreitete aber einen so schrecklichen Geruch, daß meine beiden Brüder davonliefen und ich allein die ganze Arbeit verrichten mußte. Ich machte aus dem gewonnenen Fett Kerzen, aber erst im Mai dieses Jahres (1888) konnten wir einen Diebstahl ausführen. — Bei diesem Diebstahl zeigte es sich, daß die Kerzen aus Menschentalg doch nicht unsichtbar machen. Die Diebe wurden dingfest gemacht und dabei kam auch der Mord zutage. Die drei Angeklagten waren geständig und sie wurden zu Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurteilt, und zwar Jefim Semljanin in der Dauer von 20, Dimitrij Semljanin in der Dauer von 8 und Feodosij Tolmčev in der Dauer von 13 1/2 Jahren.“

Die zweite der obengenannten Vorstellungen bezieht sich auf die Wiederbelebung schon völlig toter, ja zerstückter Men-

schen. Bekanntlich wimmeln die Sagen und Märchen von Vorkommnissen solcher Art, und sie finden Glauben bei den rohen Völkern der ganzen Erde. Als Stichproben für diese sehr zahlreiche Sagenfamilie mögen drei Geschichten dienen, die der Abhängigkeit voneinander nicht verdächtigt werden können.

Als erstes Menschenkind gilt bei dem bolivianischen Stamm der Yuracares die einsame Jungfrau. Diese bemalte einst mit Ruku einen schönen Baumstamm, der dadurch zum Manne und zu ihrem Gatten wurde. In Abwesenheit der Frau wurde dieser Mann von einem Jaguar zerrissen, aber von der heimkehrenden Frau wieder zusammengesetzt, worauf er neu belebt war. Als er indessen merkte, daß ein Stück von seiner Wange fehlte, das nicht mehr aufzutreiben war, da wollte er aus Scham über diese Verstümmelung nicht mehr bei seiner Frau bleiben und entfernte sich auf Nimmerwiedersehen.

Die zweite Geschichte führt uns zu den Zigeunern und wird von Wliskoeki erzählt. Bei ihnen herrscht der Glaube, daß totgeborene Kinder vampyrartige Wesen werden, die man Mulo nennt. Sie bewohnen die höchsten Berge und bewachen die Schätze, die sie sich auf nächtlichen Streifen rauben. Nun hatte ein Zigeunerpaar ein totgeborenes Kind bekommen und war darüber untröstlich. Ein Jahr nach des Söhnchens Bestattung waren die Eltern noch nicht darüber getröstet, und der Mann machte sich auf, zu sehen, ob er im Muloreiche nicht sein Kind erlösen könne. Auf den höchsten Spitzen der Berge angekommen, leitete ihn eine weiße Maus, der er nachlief, in die Höhle der Mulo. Einer von ihnen kam herein und fragte den Zigeuner, der sich traurig auf eine Bank gesetzt hatte, ob er etwas essen wolle. Der durch das Erscheinen des Mulo erschreckte Mann antwortete hastig: „O ja.“ Der Mulo ging hierauf an den Herd und nahm aus dem Kessel ein Stückchen Fleisch, das er dem Manne anbot. Der nahm das Fleisch und verschlang es. Da bot ihm der Mulo noch ein Stückchen an, aber der Mann wies es zurück und sagte: „Ich bin nicht hungrig. Ich bin hergekommen, um mein totgeborenes Kind zu erlösen.“ — „Ja“, versetzte der Mulo, „weil du vom Fleische deines Kindes gegessen hast, ist es jetzt befreit worden! Nimm, hier hast du das Kind und gehe jetzt nach Hause.“ Hierauf

zog er aus dem siedenden Kessel, der am Herde stand, ein kleines Knäblein hervor, das lebend und unversehrt war, außer daß ihm an der Hüfte just das Stückchen Fleisch fehlte, welches der Mann verzehrt hatte. Er nahm das Kind auf den Arm und eilte nach Hause zu seiner Frau. Da hatten sie ihre Freude am schönen Knaben, der rasch emporwuchs und mit der Zeit ein tüchtiger Mann wurde.“ (S. Wlilocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner, S. 36 ff.) — Die dritte Geschichte, die den beiden vorausgegangenen angereicht werden kann, ist die allbekannte Sage vom Tantalus, dem Gastfreunde der Götter Griechenlands, der, um die Allwissenheit der Himmlichen zu prüfen, seinen Sohn Pelops schlachtete und den Göttern zur Speise vorsetzte. Sie merkten aber, worum es sich handelte, und nur Demeter, die traurigen Gedanken über das Verschwinden ihrer Tochter nachhing, aß von der Schulter des Knaben. Die Götter warfen die einzelnen Stücke des Kindes in einen Kessel und zogen dann den Knaben heil und gesund daraus hervor. Die fehlende Schulter ersetzten sie ihm durch eine solche von Elfenbein. — Wie schrankenlos die Phantasie der Primitiven mit dem leiblichen Leben der Menschen waltet und schaltet, läßt sich kaum deutlicher zeigen als durch die Art von Erzählungen, von denen wir diese drei Stichproben gegeben. Sei der Mensch in den Sagen der primitiven Welt in Stücke zerrissen, geschlachtet, gesotten, gebraten, so ist damit noch lange nicht alles verloren und Zauberkunst kann den also schlimm Behandelten wieder völlig herstellen, — wofern noch alle zum Körper gehörigen Teile vorhanden sind. Ist das nicht der Fall, so sind sie unersetzlich. Das klingt in diesem Zusammenhang merkwürdig genug. Die schier allmächtige Zauberkunst der Götter, Dämonen und Zauberer kann die zerrissenen Glieder eines Menschen wieder zusammenfügen und zu neuem Leben vereinigen, aber nicht das kleinste abhanden gekommene Teilstückchen einem wiederbelebten Menschen ersetzen. Hier schränkt eine aus der Erfahrung dem Naturmenschen leider nur zu bekannte Tatsache das Spiel der Phantasie korrigierend ein.

Mit besonderer Erwartung darf man an eine Untersuchung der in der primitiven Welt vorhandenen Vorstellungen über

Krankheit und Tod herantreten. Wir wissen ja, daß der Mensch niederer Kulturstufe den normalen Verlauf der Vorgänge im Körper nicht kennt, also kann er auch nichts von ihren Störungen wissen. Infolgedessen ist es ihm selbstredend ganz unmöglich, sich vorzustellen, daß ein Leiden sich allmählich im Körper ausbildet und auswächst. Wenn also im Inneren des Naturmenschen selbst die Krankheiten nicht entstehen, so können sie nach ihm nur von außen in ihn hereinkommen. Wieso kommen aber von außen her Leiden in ihn herein? Dafür hat der Primitive drei Erklärungen. Entweder straft ihn ein Gott durch ein gesandtes Leiden, oder ein besonderer Krankheit bringender Geist ist in ihn gefahren, oder ein zauberkundiger Bösewicht hat ihm ein Leides getan. Es ist Sache der Priesterärzte, der Schamanen, der Fetisch- und Medizinmänner, der Zauberfrauen, zunächst festzustellen, aus welcher Ursache das Leiden stammt. Ist es dem Zorn eines Gottes oder Geistes zuzuschreiben, der beleidigt ist, weil der Patient etwa ein Opfer, ein religiöses Ge- oder Verbot unbeachtet gelassen hat, so ist der Beleidigte mit Zeremonien und Darbietungen zu versöhnen, worauf die Krankheit aufhört; ist ein boshafter Dämon, ein eigentlicher Krankheitsgeist, in den Kranken eingefahren, so muß der ihn behandelnde Doktor entweder den schlimmen Gast durch Toben und Lärmen zu erschrecken und zur Flucht zu zwingen suchen, oder er saugt oder knetet ihn aus dem Leib des Kranken heraus. Ist der Leidende aber durch menschliche Bosheit behext, so ist der Schadenstifter „auszuriechen“ und zur Strafe zu ziehen.

In solchen Gedankenkreisen verläuft das Denken der primitiven Völker über Entstehung und Heilung von Krankheiten. Wie solche Vorstellungen in der Praxis des primitiven Lebens sich ausnehmen und wirken, mag an einigen Beispielen erläutert werden. Über die hierhergehörigen Begriffe der Naturvölker ist bei Bastian, *Der Mensch in der Geschichte*, Bd. II, S. 116 ff., ausführlich gehandelt; aus seiner Sammlung von Beispielen entnehme ich folgendes: Vosmeers sah bei den Orang Badjos in Celebes, wie ein Kind, das beim Spiel unter einem alten Baum erkrankt war, von seinen Eltern und Verwandten dorthin zurückgeführt wurde, wo sie es wild umtanzten, um den eingefahrenen

Krankheitsgeist zu erschrecken und zum Ausfahren zu zwingen. — Die Zauberer der Caraïben lärmten mit Calabassen um den Kranken, verwenden aber auch Heilkräuter. Gelingt ihnen die Kur nicht, so entschuldigen sie sich damit, daß der große böse Geist sich des Kranken bemächtigt hätte, weshalb ihre Kunst nichts mehr bewirke. — Haben die Indianer über Unwohlsein zu klagen, so bringen sie Opfer und sagen: „Die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt sein“. Die Schmerzen, die sie dabei empfinden, erklären sie damit, daß Manitus in sie gefahren seien, die sie nun auf alle Weise peinigten. — Castrén sah zu, wie eine Schamanin der russischen Lappmarken eine Gliederverrenkung zu heilen suchte; sie strich auf dem schmerzenden Gliede hin und her, und als sie den Sitz des Schmerzes entdeckt hatte, quetschte sie die Stelle mit den Nägeln, führte die herausgequetschten Krankheitsgeister zum Munde, zerbiß sie zwischen den Zähnen und spie sie, also übel zugerichtet, wieder aus. — Ein zu einem Kranken gerufener Hottentottenzauberer liest erst aus den Eingeweiden eines Schafes, ob der zu bekämpfende Krankheitsgeist nicht zu stark sei.

Diese Leiden schaffenden Dämonen sind nicht nur unter den Naturvölkern zu finden, in Europa sind noch recht deutlich ihre Spuren zu erkennen. Nach Wlislöcki fingen die Ungarn vor einigen Jahren die Cholera in Debreczin ab und schlugen sie tot. Sie erschien als struppiges, haariges Tier; in Oberungarn sah man dieselbe Krankheit als dünne graue Wolke einerschweben und daraus einen langen Arm hie und da bis zur Berührung des Erdbodens hervorstrecken. Als nacktes Kind stieg sie einem Fuhrmann auf den Wagen, von dem sie der Rosselenker durch Anrufung der heil. Dreifaltigkeit vertrieb. — Nach Krauß, S. 40, glauben die Bulgaren im Küstendiler Bezirk, die Krankheiten seien überhaupt samt und sonders Frauen mit rötlichbraunem Kopfhaar, die von Dorf zu Dorf zögen, um mit ihren Pfeilen Menschen und Tiere zu erlegen. — Den Zigeunern sind die Krankheiten neun scheußliche Geschwister, die aus der Ehe der Königin der Waldgeister oder Keshalyi mit dem Könige der in Dämonen verwandelten Menschen, der Loçolico, entstammen (Wlislöcki, Zigeuner, S. 19).

Auch dem deutschen Aberglauben sind die Krankheitsgeister nicht völlig fremd geworden. Wuttke sagt darüber im Abschnitt 470 seines Buches was folgt: „Die Krankheiten werden vom Volke auf eine sehr kleine Zahl von Arten zurückgeführt. Sie gelten nicht sowohl als eine bloße Störung, als vielmehr als bestimmte Wirklichkeit und werden oft fast wie ein persönliches Wesen betrachtet und behandelt; und die Vorstellung, daß sie böse Geister seien, schimmert vielfach hindurch; sie werden in Beschwörungsformeln geradezu angeredet, und oft heißt es darin, daß unser Herr Christus der Krankheit begegnet und sie fragt, wo sie hingehet, und sie antwortet wie eine Person.“

An die oben erwähnte Vorstellung der Naturvölker, daß ein besonderer Krankheitsgeist in bestimmter Verkörperung, z. B. als Stein, als Holzsplitter, als Wurm, als Käfer, in den Leib des Bestimmten eingefahren sei und dort nun Schmerzen verursache, erinnert die Ansicht des deutschen Volksglaubens, daß die Krankheiten vielfach „Würmer“ sein sollen; man kennt einen „Wurm im Finger“, einen „Herzwurm“ u. s. w.

Der deutsche Aberglaube heilt Krankheiten, indem er sie durch Zauberkunst aus dem kranken Leib herauszieht und auf irgend ein Objekt der Erscheinungswelt überträgt, am häufigsten auf Bäume, die nach außerordentlich weit verbreiteter Ansicht auch die Krankheiten gesandt haben, worüber später Genaueres zu berichten sein wird. Auch auf Menschen und Tiere, die dann aber daran erkranken, überträgt man Leiden, oder man gräbt sein Wehtum in den Boden ein, oder man versteckt es irgendwo in eine Ritze oder ein Loch. Amulette gegen Krankheiten werden von deutschen Abergläubischen noch wie von den Naturvölkern getragen.

Zu den Krankheitsgeistern, die in Europa noch teilweise bekannt sind, dürfen auch jene Geister gerechnet werden, die ein lobendes, bewunderndes Wort, das in bester Absicht gesagt worden sein kann, gegen den gelobten Menschen oder Gegenstand in Bewegung setzt. Wir haben es hier mit dem Beschreien oder Berufen zu tun. Deutschland scheint die Geister nicht mehr zu kennen, die, durch lobende Worte zur Bosheit gereizt, dem gelobten Gegenstand schaden. Die Südslawen kennen sie noch recht gut. Krauß sagt darüber S. 41: „Innere

Krankheiten werden, wie bemerkt, durch eigene dem Menschen feindliche Geister erzeugt, die zeitweiligen Aufenthalt in einem menschlichen Körper nehmen; sei es, um ihn bloß zu peinigen, sei es, um ihn gänzlicher Auflösung entgegenzuführen. Eine nach dem Volksglauben der Südslawen besondere Gattung böser Geister bilden die durch bösen Blick und hauptsächlich durch unglückselige Rede einem auf den Hals geschickten Quäl- und Martergeister. . . . Diese Geister hausen in Wildnissen, auf Orten, die man zu begehen sich scheut, allwo sie ihr Unwesen treiben können. Sie sind ohne Vater und Mutter entstanden, ein tückischer Wind bringt sie herbei und ein günstiger Wind treibt sie wieder fort. Sie können im Wasser, im Gras, in Bäumen, im Gestein, ja selbst im Feuer hausen. Es erscheinen die Beschreiungsgeister gleichsam als ein böses, heimatloses Geisterlandstreichervölkchen, welches zu schlimmen Streichen stets aufgelegt ist, nicht viel Mut besitzt und sich durch kräftige Bannsprüche und Drohungen leicht einschüchtern läßt.“

Vielleicht kein anderer Rest des Aberglaubens sitzt noch heute so fest in Deutschland, wie gerade die Furcht vor dem Beschreien oder Berufen. Selbst Leute, die man sonst als klare, freie Geister kennt, kann man ein schützendes „Unberufen“ in die Rede einflechten hören, wenn sie sich ihres Wohlseins oder Glücks gerühmt haben.

Auch an den bösen Blick darf hier gedacht werden, d. h. an die magische Kraft gewisser Leute, durch ihren Blick allein den Menschen Leiden und Siechtum zu bringen. Der Glaube an den bösen Blick hat weltweite Verbreitung. Wohlmeinende, gute Leute können von Geburt an diese Gabe besitzen, aber es haben sie meist böse Menschen. Wer den bösen Blick zu erlangen wünscht, dem zeigt der Aberglaube die Mittel dazu.

Über den deutschen Glauben an den bösen Blick sagt Wuttke, Abschnitt 220: „Der böse Blick, in Bayern «verneiden», in Baden «veruntreuen», in Oldenburg «entsehen» oder «schieren», in Mecklenburg «verschieren», in Böhmen «übersehen», in Niedersachsen «verscheinen», in Kärnten «vermeinen», schon im alten Indien und im klassischen Altertum vorkommend, ist nicht etwa immer der Ausdruck eines starken, seines Zwecks sich

bewußten Willens, sondern liegt überwiegend außerhalb des bewußten Geistes, ist ein mehr unmittelbares, ungeistiges, magisches Wirken, wirkt also auch ohne den Willen des Menschen; er gilt vielfach als angeboren, während andere Menschen trotz ihres Willens keine Wirkung durch ihren Blick ausüben können; er kann aber auch durch einen besonderen Zauber erlangt werden.“

Es ist begreiflich, daß der Volksglaube reichlich Schutzmittel ersonnen hat, den Schaden des bösen Blicks zu verhindern oder wieder gut zu machen. Darüber ist bei Wuttke Näheres zu erfahren.

Die dritte der Quellen, aus denen der Naturmensch seine Krankheiten herleitet, die Behexung durch zauberkundige Übeltäter, hat bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört, auch in Deutschland zu fließen. Immer noch ist der alte Wahn nicht tot, der vermeint, daß schlimmgeartete Menschen, meist alte Frauen, einen unwiderstehlichen Hang und Drang in sich fühlen, ihren Nebenmenschen Böses zuzufügen und sich die dazu nötigen Zaubermittel durch einen Bund mit einem bösen Dämon, oder auf sonstigem verbotenem Wege, zu erwerben wissen. Durch diesen Bund mit einem Dämon, in der christlichen Welt natürlich mit dem Teufel, erwirbt die Hexe ihrem eigenen Körper Fähigkeiten, die nicht natürlich sind; sie lernt fliegen, sich unsichtbar machen, aus ihrem eignen Körper herausfahren, um irgendwo als Geist zu wirtschaften; sie kann sich in andere Wesen verwandeln u. s. w. In zweiter Linie erlangt sie die Fähigkeit, den mit ihr verbündeten bösen Geist oder seine Diener zu irgend einem Dienst veranlassen zu können, und diese dämonische Hülfe macht sie fast allmächtig. Die ungeheure Macht, die sie besitzt, verwendet sie zum Schaden ihrer Nebenmenschen. Sie macht Menschen und Tiere, besonders das Melkvieh, krank, tötet sie gar. Die Rolle der alten Krankheitsgeister ist bei uns den Hexen übertragen, wenn z. B. geglaubt wird, die Hexe fahre unter Zurücklassung ihres Leibes in den Körper eines Menschen ein und zernage ihm ein edles Organ, zumeist das Herz.

In der primitiven Welt ist der Mensch zu ewiger Gesundheit bestimmt. Nicht die Spur eines Unbehagens kann



der spüren, der von Dämonen und Hexen in Ruhe gelassen wird. Störungen der Gesundheit, die von selbst eingetreten sind, kennt der Primitive nicht. Ist er aber krank geworden, so wurde er es durch göttliche oder menschliche Zaubermacht, und seine Gesundheit kann er nur wiedererlangen durch Gegenzauber, oder durch die Vernichtung des zaubern- den Schadenstifters.

Wenden wir uns nun den Vorstellungen der Primitiven über das Erlöschen des Lebens zu. Der Leser wird sich so- gleich selbst sagen, daß die Logik der primitiven Denkweise einen natürlichen Tod bestreiten muß. Wer die Funktionen der inneren Organe des Körpers nicht kennt, kann auch nichts davon wissen, daß sie bei zunehmendem Alter nachlassen und schließlich ganz aufhören. Einen Tod aus Altersschwäche be- greift also der Naturmensch nicht. Daß in der primitiven Welt niemand von selbst erkranken kann, wissen wir schon, also kann auch niemand an Leiden, die in ihm entstanden sind, sterben. Der Tod kann nur von außen stammen. Er ist dem Naturmenschen darum gleichsam nur das höchste Übel, das ihm von außen her zugefügt werden kann. Wer stirbt, der ist zu Tode gezaubert. Ist jemand verschieden, so hat sich irgend wer strafbar gemacht und muß aufgespürt und be- straft werden. Die Art, wie der Mensch ums Leben kommt, stellt sich der Wilde so vor, daß die gegen den Verstorbenen angewandte Zauberkraft die Seele aus dem Leibe hinausstößt, etwa so wie jemand aus einem Hause hinausgeworfen wird, und dann das Innere des Körpers derart verwüstet, daß die zurückkehrende Seele ihr Haus unbewohnbar findet und nicht mehr einziehen kann.

Hören wir, was bewährte Kenner des primitiven Geistes- lebens hierüber bezeugen. Dobrizoffer, der Missionar der süd- amerikanischen Abiponer, sagt: „Es sterbe jemand mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen oder vom Alter ausge- zehrt, nie wird ein Abiponer eingestehen, daß die Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode schuld waren, sondern sich vielmehr bemühen, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat“. Schneider, der ausgezeichnete Kenner der

Negerseele, äußert sich Seite 107 seines Werkes in ähnlichem Sinne über die in Rede stehende Frage: „Gerade die Krankheits- und die Todesanschauung ist bei allen Negervölkern, ja bei allen Naturvölkern im wesentlichen dieselbe und beansprucht deren Sinnen und Trachten in demselben Maße, so daß die Gleichförmigkeit dieser über ungeheure Länderräume verbreiteten Wirklichkeitsfälschung uns in Erstaunen setzen muß. Obwohl der Naturmensch ringsum Tod und Verwesung gewahrt, will ihm die naturgesetzliche Unvermeidlichkeit des Sterbens nicht in den Sinn. Freilich sieht er die völlig normale Todesart, das langsame Schwinden der Lebenskraft bis zum gänzlichen Absterben derselben, verhältnismäßig selten; der durch allmähliche Übergänge vorbereitete, als sanfter Rückzug vom Leben erscheinende Tod des Greises ist auch unter kulturarmen Völkern nicht die Regel, wie das eigentliche Greisenalter ebenfalls bei ihnen nicht allzuhäufig ist. In den meisten Fällen erfolgt der Tod durch heftige, plötzliche Störungen, die einer noch für Jahre ausreichenden Lebenskraft ein jähes Ende bereiten; der natürliche Lebenswille, welcher den Tod als eine naturwidrige Macht fürchtet und empfindet, sträubt sich gegen die Annahme eines gesetzmäßigen Erlöschens der Lebensflamme, wo ihm der Einblick in die natürlichen Todesursachen versagt ist. Dies Widerstreben wird durch den an der Gold- und Sklavenküste herrschenden Kraglauben noch verstärkt. Kra(Kla) ist der dem Menschen innewohnende Schutzgeist. Die gewaltsame Lebensvernichtung aber erscheint unter spiritistischer Beleuchtung von selbst als ein Werk eines menschenfeindlichen Geistes, der entweder aus eigenem Antriebe oder auf den Lockruf eines ihm verbündeten Zauberers in den Körper eingefallen ist und den Schutzgeist samt der Seele aus demselben verjagt hat . . . .“

Nach Ratzel, Völkerkunde, Bd. I, S. 343, schreibt der australische Wilde den Tod der Bosheit eines Zauberers zu. „Mit der Notwendigkeit des Todes“, sagt Ratzel, „söhnt sich sein Geist nicht aus. Jeder Tod, der nicht durch sichtbare Gewalt erfolgt, erscheint ihm als Folge einer Verzauberung. Dies wird durch etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden genommen und dem Zauberer gegeben ward. Speisereste, abge-

nagte Knochen werden daher mit größtem Eifer verbrannt. Die ersten Leichenzeremonien bestehen darin, den bösen Feind ausfindig zu machen.“ Die uralten echten menschlichen Elementargedanken über den Tod finden sich auch noch in Spuren in Europa, so bei den Südslawen, deren Aberglaube noch viele uralte Züge aufweist. Krauß sagt darüber, S. 133 seines Buches, was folgt: „Keine Erscheinung in der Welt ergreift den Naturmenschen mit solch niederschmetternder Macht und flößt ihm so namenlose Furcht ein, als der vom Leben verlassene Leib eines nahen Verwandten oder Freundes. Wie erklärt sich der Südslawe dieses dunkle Rätsel? Der Geist, das Atmende, ist aus seiner Hülle entwichen. Ein zermalmendes, vernichtendes «Etwas» hat die Trennung erzwungen.“ Wie nennt man das Unsichtbare, das Übergewaltige? Es ist Smrt, die Zermalmung, Vernichtung selber. Die Vorstellung von einer gesetzmäßig wirkenden Naturkraft, deren Endwirkung von uns Tod genannt wird, übersteigt das Begriffs- und Fassungsvermögen des Naturmenschen. Er vermutet und glaubt, es habe über den Geist im Leibe ein anderer, mächtigerer den Sieg davon getragen und ihn vom Leibe geschieden.

Es ist mir nicht gelungen, im deutschen Aberglauben deutliche Spuren jener uralten Vorstellung zu finden, wonach der Mensch ewig leben müßte, falls man ihn nicht durch äußere Gewalt tötete. Die Bildung, die die Schulen vermitteln, hat hier aufklärend hinab gewirkt bis in die tiefsten Schichten. Man fühlt sich versucht in der Person des Todes, des Sennenmannes, des „Freundes Hain“, den Repräsentanten jener Gewalten zu suchen, die in alten Zeiten dem zum ewigen Leben bestimmten Menschen gewaltsam den Garaus machen. Man erinnere sich an jene Sagen, die den Tod einem gewaltigen Manne oder Riesen in den Weg treten und ihn niederschlagen lassen, worauf bis zur Wiederherstellung des schwer Zerschlagenen keine Menschen mehr sterben und eine Übervölkerung in der Welt zu besorgen ist. Scheint hier nicht ein Nachklang jener Vorstellungen vorzuliegen, daß das Sterben nicht in der Natur des Menschen selbst bedingt liegt, sondern daß dazu ein Anstoß von außen her notwendig sei? Wenn die Sage den Tod in seinen Räumen jedem Menschen ein Licht anzünden läßt, dessen gänz-

liches Abbrennen das Verscheiden des betreffenden Menschen bedingt, so ist die Ursache des Sterbens deutlich genug nach außen verlegt.

Allein wir lesen bei Wuttke, Abschnitt 35, daß die Personifikation des Todes im echten deutschen Aberglauben nicht vorkommt und der Tod nur dichterisch zur Persönlichkeit gemacht wird. Die Stelle bei Wuttke lautet ausführlich so: „Der Tod selbst wird zwar dichterisch wie eine Person behandelt — er klopft an die Türe, holt den Menschen, der Mensch ringt mit dem Tode —, ist aber der deutschen Religion nicht wirkliche Person. Seine Darstellung als Gerippe ist undeutsch, kommt erst im 12. Jahrhundert vor, vielleicht von römischem Ursprung. Totentänze finden sich erst im 15. Jahrhundert; und «Freund Hain» ist erst durch Claudius und Musäus in Umlauf gekommen; der Sinn zweifelhaft; im Vogtland soll früher ein Gott «Hain» verehrt worden sein.“

Ich habe das Gefühl, als ob mit diesen Ausführungen Wuttkes nicht alles erklärt sei, was von Todesvorstellungen im Volksglauben umgeht, kann aber im Rahmen dieser Arbeit mich nicht näher darauf einlassen.

Mit größter Deutlichkeit läßt sich aber die primitive Idee, daß man einen Menschen totzaubern könne, im deutschen Aberglauben nachweisen. Der fromme Christenmensch, der solches seinem Feinde antun will, betet täglich morgens und abends ein Jahr lang Psalm 109 oder 189. Mit einem geistlichen Liede kann man einen Menschen, wenn man die nötige Ausdauer hat, zu Tode singen. Eine herrliche Auslegung des Wortes: Bittet für die, so euch hassen und verfolgen.

Wenn wir, nun am Ende unserer Untersuchung über den menschlichen Körper stehend, noch kurz daraus das Facit ziehen wollen, so dürfen wir sagen, daß der primitive Mensch in seinem Denken über Leben und Sterben ein wildphantisches Spiel treibt, weit ab vom Wege der Wahrheit irrend. Zwar sind die Vorstellungen der primitiven Geister vom menschlichen Körper nicht ungerichtet, sie haben vielmehr ihre inneren Gesetze und ihre eigene strenge Logik, allein einen Lichtblick, der den kommenden Tag der Wahrheit ankündigt, sehen wir darin noch nicht leuchten. Es muß erst eine lange Zeit müh-

seligen Erringens und Aufspeicherns geistiger Güter vorausgehen, ehe die Menschheit die Fähigkeit erlangt, sich über die elementaren Vorgänge beim Leben und Sterben klar zu werden. Sehr viele uralte Wahnvorstellungen über diese Vorgänge schleppen sich aber mit einer schier unfaßlichen Schwerekraft bis in das moderne Leben der Kulturvölker mit fort.

Über den Gestaltenwandel haben wir bis jetzt zwar noch keine Aufklärung erhalten, aber unser nächster Wunsch war zu erfahren, was diejenigen von ihrem Körper glauben, die eine Verwandlung ihres Leibes zu einer andern Gestalt als einen natürlichen Vorgang ansehen. Da wir aber überall in den primitiven Vorstellungen vom menschlichen Körper auf eine gänzliche Unklarheit über die Naturgesetze gestoßen sind, die im Leben des Menschen walten, so können wir nicht einsehen, woher dem Primitiven ein Zweifel kommen könnte, der dem Glauben an einen Gestaltenwandel widerstrebe. In dieser letzten Erkenntnis haben wir das wichtigste Resultat unserer Untersuchungen der primitiven Meinungen vom Körper vor uns.

---

## 2. Kapitel.

### Die Seele des Menschen.

#### a. Begriff und Wesen der Seele.

Die primitive Menschheit ist einmütig der Überzeugung, daß der menschliche Organismus in Körper und Seele zerfällt. In der Ansicht nun, wie die Seele beschaffen sei, gehen die Meinungen der Naturkinder recht weit auseinander, aber gewisse Grundbegriffe von der Seele haben sie alle gemeinsam; das wird die nachfolgende Untersuchung ergeben. Wir haben uns zunächst zu fragen, wie der Naturmensch zur Annahme einer Seele kommt und was er sich darunter vorstellt.

Der Naturmensch beobachtet so gut wie der Kulturmensch, daß alle Funktionen des Lebens vom Tode stillgestellt werden. Da er keinen klaren Einblick in das Triebwerk des menschlichen Organismus hat, so kann er nicht wissen, welche Vorgänge im Körper das Leben und Sterben beeinflussen. Es bleibt ihm nur übrig, unter den im Tode ruhenden Äußerungen